



oben: **Johann Cornies.**

oben in der Mitte: **Das erste Corniesche Haus in Ohrloff.**

inten in der Mitte: **Teilansicht der**

**mennonitischen Kolonie New York** Im Kreise Bachmut, Gouvernement Jekaterinoslaw.

**Kommerzienrat Jakob Niebuhr**

(Kolonie Schönwiese bei Alexandrowsk) war vor dem Krieg einer der reichsten Mennoniten im Gouvernement Jekaterinoslaw. Er war Besitzer und Mitinhaber von 7 Dampfmühlen, gründete das erste mennonitische Bankhaus Niebuhr & Co., war Besitzer des deutschen Sanatoriums Alexandrabad, außerdem großer Ländereien.

## Die Mennoniten in Süd-Rußland

Von J. SCHLICHTING, Berlin-Wilmersdorf

Die Mennoniten, früher „Taufgesinnte“ genannt, dann nach Menno, dem Reformator dieser Gemeinschaft, unter dem Namen Mennonisten“, jetzt „Mennoniten“ bekannt, mußten in der Vergangenheit ihrer religiösen Grundsätze halber mancherlei Verfolgung erdulden.

Die Taufe der Erwachsenen, die entschiedene Verwerfung des Kriegsdienstes, wie auch des Eides, verschaffte ihnen in allen Ländern Feinde, und nicht selten wurden sie dieser Glaubensgrundsätze halber dort wieder vertrieben, wo sie eben erst wänten, eine bleibende Heimat gefunden zu haben.

Viele Mennoniten waren Mitte des 16. Jahrhunderts nach Preußen gekommen, wo man ihnen anfangs eine Freistatt gewährte. Sehr bald jedoch traten Beschränkungen dieser Freiheiten ein, und unter Friedrich Wilhelm II. wurden die Mennoniten kaum mehr im Lande geduldet. Die persönliche Befreiung vom Militärdienste mußte durch große Summen erkauf werden; zudem wurden ihnen alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten, hauptsächlich was den Grundbesitz anbelangte, genommen. Die Lage der Mennoniten war daher zu Ende des 18. Jahrhunderts eine recht traurige und man dachte wieder an eine Auswanderung.

Da erließ die Kaiserin Katharina II. von Rußland einen Aufruf an alle freien Landwirte und besonders an die Mennoniten in und um Danzig zur Einwanderung nach dem Süden Rußlands, wo die ungeheuren, größtenteils noch unbewohnten Steppen mit tüchtigen Landleuten (als welche die Mennoniten bekannt waren) bevölkert werden sollten.

Der Übermittler dieses Wunsches war der kaiserliche Beamte G. v. Trappe. Mit ausgedehnten Vollmachten versehen, erschien er im August 1786 in der freien Stadt Danzig, selbstverständlich durfte Trappe von seiten der Danziger Behörde, die ihn ungern in der Stadt sah, nicht auf Unterstützung in seinen Angelegenheiten rechnen. Er wandte sich deshalb an den Kirchenältesten des Stadtgebiets, Peter Epp, und forderte ihn zur Mithilfe auf.

Epp ließ sich überzeugen von den lauterer Absichten der Kaiserin Katharina, wie auch von den Vorteilen, die den Mennoniten aus dem Anerbieten der russischen Krone erwachsen konnte. So wurde Epp der eifrigste Förderer dieser Sache. Die Kunde von der Anwesenheit des russischen Beamten in Danzig und seinem Auftrage verbreitete sich sehr rasch in der ganzen Umgegend. Zu gleicher Zeit wurde auch das von der Kaiserin unterm 22. Juli 1763 erlassene Manifest zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Weil viele weder den Gerichten noch dem gedruckten Worte vollen Glauben schenken, so strömten bald von nah und fern Neugierige herbei, um aus dem Munde des Bevollmächtigten selbst die Bestätigung zu vernehmen: Völlig freie Religionsübung nach den Grundsätzen ihrer Väter, Anerkennung des „Ja“ und „Nein“ an Eides statt, Befreiung vom Militärdienste usw.; dazu alle nur erdenklichen Erleichterungen und Begünstigungen bei der Ansiedelung, die besten Aussichten auf eine in materieller Hinsicht sichergestellte Zukunft — das war es, was ihnen geboten wurde.

Trappes Werben blieb nicht ohne Erfolg. Schon nach kurzer Zeit erklärten sich mehrere Familien bereit, sich auf das Anerbieten der russischen Kaiserin hin in Rußland anzusiedeln: sie verlangten jedoch, daß einige Männer aus ihrer Mitte zu einer Besichtigungsreise nach Rußland abkommandiert würden, damit sie an Ort und Stelle einmal selbst sähen und hörten und dann über Land und Leute den Genossen Nachricht bringen könnten.

Trappe machte keine Einwendungen. Es wurden drei Männer als Bevollmächtigte gewählt: Höppner, Bartsch und v. Kampen. Trappe gab ihnen den Bescheid, daß sie durch ein formelles Schriftstück für die Besichtigungsreise und die erforderlichen Unterhandlungen mit der russischen Regierung bevollmächtigt werden mußten. Das war leichter gesagt als getan; denn erstens fehlte ihnen Geld, und zweitens legte die Obrigkeit allerorten die deutlichste Mißbilligung des Unternehmens an den Tag. Weder

auf preußischem Gebiete, wohin die Kunde von dem Rufe Rußlands auch gedrungen war, durfte es jemand wagen, sich an der geplanten Erkundungsreise persönlich zu beteiligen oder eine diesbezügliche Vollmacht zu unterzeichnen, noch wurde es in Danzig erlaubt. Da suchten die Auswanderungslustigen Hilfe beim russischen Konsul in Danzig; dieser kam ihrem Begehren mit der größten Bereitwilligkeit nach und versprach, ihr Anliegen nebst Vollmacht sogleich mit einem Kurier nach Petersburg abzuschicken. Die Deputierten machten sich reisefertig. In verhältnismäßig kurzer Zeit langte aus Petersburg die Bestimmung an, die gewählten drei Männer als „Deputierte der Mennoniten“ auf Kosten der russischen Krone nach Rußland zu entsenden, damit sie dort einen passenden Ansiedlungsplatz ausuchten, die besonderen Wünsche der Mennoniten der Regierung vorlegten und das kaiserliche Privilegium in Empfang nahmen.

Die Deputierten standen vor einer schweren Aufgabe; sie sollten nun Haus und Hof verlassen, von allen Lieben scheiden und in ein unbekanntes, teilweise noch unbewohntes Land reisen; der Tag der Wiederkehr war nicht abzusehen. Der Jahreszeit halber war ein Aufschieben der Reise nicht mehr rätlich; der geplante Weg sollte nämlich über die Ostsee nach Riga führen. Der nahende Herbst mit seinen Stürmen war dazu nicht besonders empfehlenswert. Noch zuletzt trat eine unangenehme Verzögerung ein. Der dritte Deputierte, v. Kampen, zog sich von der Expedition zurück; er deckte diesen Schritt mit dem Vorwände, von seinen Eltern nicht die Erlaubnis zur Mitreise erhalten zu können. Das mußte erst nach Riga gemeldet werden. Endlich konnte man zur Abreise schreiten. Von Trappe mit Geld und einem Begleitschreiben ausgerüstet, machten sich die beiden Männer am 31. Oktober auf den Weg. Viele Freunde und Bekannte gaben ihnen das Geleit bis zum Schiffe, wo ein schmerzlicher Abschied stattfand.

Die Fahrt bis Riga dauerte acht Tage; das Schiff hatte mit starkem Wind zu kämpfen, lief jedoch unversehrt in den Hafen von Riga ein. Die ausgesetzten Gelder wurden den beiden Deputierten willig gegeben und so konnten sie ihre Reise alsbald fortsetzen.

Dank des russischen Winters, dessen erste Bekanntschaft sie hier sogleich machten, fuhren Höppner und Bartsch nach Erledigung ihrer Geschäfte in Riga auf prächtiger Bahn im Schlitten weiter. Das nächste Ziel war Dubrowna, ein nettes Städtchen in Weißrußland. Hier meldeten sie sich beim Befehlshaber der Stadt, zeigten ihr Begleitschreiben vor und baten ihn um Weithilfe, die ihnen freundlichst gewährt wurde. Von Dubrowna fuhren sie weiter nach Cherßon am Dnjepr, um hier den Winter zu verbringen. Trotz der Kälte durchstreiften sie von hier aus weit und breit die Umgegend, um Bodenbeschaffenheit, Bevölkerung und örtliche Verhältnisse kennen zu lernen und so die günstigste Örtlichkeit zur Ansiedlung wählen zu können. Ihre Wahl fiel schließlich der Stadt „Berislaw“ gegenüber auf eine Gegend am linken Ufer des Dnjepr, wo die Konkaja sich mit dem Dnjeprflusse vereinigt und die Straße nach der Krim überführt. Dieser Platz schien ihnen für ihre Zwecke am geeignetsten, da er ebenes, fruchtbares Ackerland hatte, wie sie es von Preußen her gewohnt waren, und der Fluß mitsamt der erwähnten großen Verkehrsstraße zugleich Absatzmöglichkeit für ihre Produkte gewährleistete.

Die Wahl des Ansiedlungsplatzes war getroffen und damit ein Teil der übernommenen Obliegenheiten erfüllt. Doch der zweite Teil harrte noch seiner Erledigung: Es mußten die gegenseitigen Bedingungen und Verbindlichkeiten mit der russischen Krone abgeschlossen werden und eine Eingabe um ein kaiserliches Privilegium erfolgen. Zu diesem Zwecke mußten die menno-

nitischen Beauftragten die weite und beschwerliche Reise bis zur Residenz unternehmen. Sie wollten sich sofort auf den Weg machen, als die Reise der Kaiserin im Frühjahr 1787 nach der Halbinsel Krim dies verhinderte. Dadurch verwirklichte sich aber die den mennonitischen Beauftragten vom russischen Konsul in Danzig seinerzeit eröffnete Möglichkeit einer Begegnung mit der Kaiserin. Höppner und Bartsch wurden am 13. Mai in Kremontsechug in Gegenwart des Kabinettsministers, wie der Gesandten von Italien, England und Frankreich der Kaiserin Katharina II. vorgestellt. Nachdem sie die Hand der hohen Frau ehrfurchtsvoll geküßt hatten, sagten sie ungefähr folgendes:

„Allergnädigste Monarchin! Beinahe 300 Familien unserer Glaubensgenossen, denen der Ruf von Ihrer Kaiserlichen Majestät weisen, milden und wohlthätigen Regierung zu Gemüte gekommen ist, haben uns abgeschickt, um dienliche Gegenden zur Niederlassung, vornehmlich am Dnjeprfluß, auszusuchen und für diejenigen, die da kommen werden, die jenigen Gnadenwohlthaten alleruntertänigst zu erbitten, weiche Ihrer Majestät den Ausländern in einem gedruckten Manifest allergnädigst zugesichert haben. Höchst glücklich schätzen wir uns, Ihrer Majestät huldvolles Antlitz zu sehen, höchstdero geheiligten Person uns zu Füßen zu legen und uns und unsere Glaubensbrüder der größten Monarchin Schutz und Gnade zu empfehlen.“

Die Kaiserin schenkte ihren Worten Gehör, sicherte ihnen mündlich alle bereits verheißenen Vergünstigungen zu und entließ sie in gnädigster Stimmung. Auf besonderen Wunsch der Kaiserin sollten jedoch Höppner und Bartsch die Reise nach der Krim im kaiserlichen Gefolge mitmachen. Trotzdem sie gerne weitergereist wären, wußten sie doch diese Auszeichnung richtig zu würdigen. Erst auf der Rückreise, in Kremontsechug wieder angelangt, wurden sie aus dem Gefolge der Kaiserin entlassen und erhielten zugleich ihre Abfertigung nach St. Petersburg. Der Reichsfürst Pofemkin erhob anfangs Einspruch gegen die Reise nach der Hauptstadt, weil er es für durchaus unnötig hielt, jetzt noch um eine schriftliche Bestätigung derjenigen Zusage anzuhalten, die nicht nur er, sondern nunmehr auch Ihre Majestät selbst den Einwanderern gegeben habe. Die Kaiserin werde doch sicherlich ihr Wort halten. Die beiden Bevollmächtigten erinnerten ihn jedoch an seine eigene Sterblichkeit, während die Krone bleibe, und schließlich willigte er nicht nur in das Reisesuch ein, sondern schenkte den Deputierten noch einige Dukaten und gab ihnen selbst ein Empfehlungsschreiben mit.

Möglichst schnell eilten sie nun mit einem Kurier über die weite sarmatische Ebene dahin. Schon glaubten sie das Ziel ihrer Reise ohne Unfall zu erreichen, als es im letzten Augenblick anders kam. Unweit der Stadt, bei einer plötzlichen Schwenkung des Weges, warf der Postknecht den Wagen um, wobei Höppner ein Bein brach. In der Stadt machte sich Bartsch sofort auf die Suche nach ärztlicher Hilfe. Er fand einen tüchtigen Arzt und so schritt Höppners Genesung ziemlich rasch vorwärts; dessenungeachtet verging geraume Zeit, bis das gebrochene Glied wieder gänzlich hergestellt war. Durch den Unfall hätte die Arbeit der Deputierten einen unerquicklich langen Auschub erlitten, wenn ihnen nicht die damalige russische Hofetikette zu Hilfe gekommen wäre, wonach niemand in Stiefeln, sondern jedermann in Strümpfen und Schuhen am Hofe zu erscheinen hatte. Diese Bekleidung war für den kranken Fuß viel früher brauchbar. Als Höppner einigermaßen gehen konnte, wurde die Bearbeitung ihrer Sache energisch betrieben.

Die „Wünsche der Mennoniten“ stellten sie der russischen Regierung in „20 bittenden Punkten“ vor, wie: ungehinderte Religionsübung, Anweisung von 60 Deßjatin Land für jede Familie, eine zehnjährige Befreiung von allen Abgaben, Erlaub-

nis zur Erbauung von Fabriken, Vorschuß von 500 Rubel auf jede Familie laut Manifest vom 22. Juli 1763, Befreiung auf alle Zeiten vom Kriegsdienst usw.

Höppner und Bartsch bemühten sich, eine Audienz beim damaligen Großfürsten, dem nachmaligen Kaiser Paul Petrowitsch, zu erlangen. Um einen gelegenen Augenblick abzapfen, wo sie dem Fürsten vorgestellt werden konnten, mußten sie täglich an den Hof kommen. Die ersehnte Gelegenheit ließ lange auf sich warten, und auch die Verhandlungen mit der Regierung wickelten sich sehr langsam ab. Da endlich, in einer Morgenstunde, brachte ein Adjutant aus dem Schlosse die Botschaft, daß sie sofort dem Großfürsten vorgestellt werden sollten. Im Palais wurden sie von G. v. Trappe empfangen. Der diensttuende Beamte brachte die Meldung, daß Se. kaiserliche Hoheit sogleich erscheinen werde. Im großen Empfangssaale waren bereits viele Herren als Bittsteller versammelt. Auf die Vorstellung der Deputierten, ob sie nicht ohne die vielen Zeugen zu einer Audienz gelangen könnten, wurden sie in ein Sonderkabinett geführt, wo sie kaum Aufstellung genommen hatten, als der Großfürst, seine Gemahlin am Arm, das Zimmer betrat. Beide reichten ihnen die Hand zum Kusse. Der Großfürst selbst küßte die Deputierten auf die Wangen. In höchst leutseliger Weise unterhielt sich das großfürstliche Ehepaar mit den Bevollmächtigten und ließ sich über das Wesen der Mennoniten und deren Einrichtungen in Haus und Hof erzählen. Zum Schluß überreichten die Deputierten dem Großfürsten das Glaubensbekenntnis der Mennoniten.

Endlich konnten die Unterhandlungen mit der Regierung abgeschlossen werden. Die Zugeständnisse waren festgestellt. Nach fast achtwöchigem Aufenthalte in der russischen Residenz durften

Höppner und Bartsch derselben den Rücken kehren, um die Heimreise anzutreten. Den Rückweg machten sie nicht allein; G. v. Trappe, der zum Direktor der zu gründenden Mennonitenkolonie ernannt worden war, begleitete sie, um das in der Danziger Gegend angefangene Werk, Emigranten für sein Land zu gewinnen, abzuschließen. Die Marschrouten der kleinen Reisegesellschaft ging über Riga und Warschau.

Weil der König von Polen Schlitzherr der Stadt Danzig war, schien es geboten, ihn mit der Absicht der dortigen Mennoniten bekannt zu machen, wenn möglich auch seine Protektion für dieses Vorhaben zu gewinnen, was allem Anschein nach nicht ohne Erfolg gewesen ist.

Nach mancherlei erlittenem Ungemach und vielen durchkämpften Beschwerden einer weiten unbequemen Rückreise führen die Heimkehrenden endlich an einem Sonnabend kurz vor Martini, unter den schmetternden Tönen des Posthorns, in Danzig auf Langgarten ein, hielten vor dem russischen Konsulatsgebäude an und wurden vom Konsul aufs freundlichste begrüßt. Es war gerade Markttag. Viele Landbewohner aus den umliegenden Dörfern waren in der Stadt anwesend, unter diesen auch solche, die den regsten Anteil an der Expedition nach Rußland nahmen. Mit Verwunderung und Staunen sahen diese die längst Verlorengeglaubten heimkehren, und die frohe Kunde: „der Höppner ist zurückgekehrt!“ verbreitete sich mit Windeseile durch alle Ortschaften und Gaue, wo es Auswanderungslustige gab.

In der Abwesenheit der Deputierten hatte sich in der Heimat manches ereignet, was auf die Entwicklung günstiger Bedingungen für eine Massenauswanderung einen, je nach Umständen, hemmenden oder fördernden Einfluß auszuüben vermochte. (Schluß folgt.)

## Die Mennoniten in Süd-Rußland

Von J. SCHLICHTIN G, Berlin-Wilmersdorf

(Schluß.)

Da die Bevollmächtigten länger ausblieben, als man anfangs allgemein erwartet, und auch Nachrichten nur spärlich einliefen, so waren böse Zungen geschäftig, allerlei Gerüchte über den Grund des langen Ausbleibens der Reisenden zu verbreiten, die nur zu leicht Gehör fanden. Da hieß es z. B.: Höppner und Bartsch seien in den Steppen Rußlands verschollen und umgekommen. Daß solche Gerüchte bei vielen den Glauben an die Aufrichtigkeit der Gesinnung einer Regierung, die sich scheinbar gar nicht um das den Deputierten gegebene Schutzversprechen

gekümmert hatte, schwächten, ist nur zu begreiflich. Andererseits gab es aber auch Beispiele unerschütterlichen Vertrauens. So kamen sechs Männer von preußischem Gebiet zu den Angehörigen der ausgeschickten Kundschafter mit der Frage, ob noch keine bestimmten Nachrichten über die Reise eingelaufen seien. Zugleich erzählten sie, daß sie bereits alle ihre unbewegliche und sonst zum Transport unpassende Habe veräußert hätten und nun mit Weib und Kind hierher gekommen seien, um sich sofort zur Auswanderung anzuschicken.

Trotz der verneinenden Antwort beschleunigten sie ihre Abreise nach Möglichkeit. Eine Fahrgelegenheit nach Riga war bald ermittelt; weit mehr Schwierigkeiten verursachte die Beschaffung eines zur Auswanderung erforderlichen russischen Passes. Denn diese Familien waren nicht Danziger Kinder, ihnen galt somit auch die Einladung der russischen Kaiserin nicht unmittelbar. Und doch wollten auch sie von den gebotenen Vorteilen gerne Gebrauch machen, weil ihnen bei ihrer großen Armut die Rückkehr in die alten Verhältnisse vollständig abgeschnitten war. Da fiel jemand auf einen schlaun Gedanken. Der Schulze des Dorfes, in dem sie ihren Aufenthalt genommen hatten, mußte ihnen eine Bescheinigung geben, daß sie auf Danziger Grund und Boden gewohnt hätten, jetzt aber auszuwandern gesonnen seien und von seiten der Dorfgemeinde kein Hindernis erhoben werde. Bei Vorweis solcher Bescheinigung nahm der Konsul keinen Anstand, ihnen die notwendigen Dokumente auszufertigen. Mittlerweile traf aus St. Petersburg ein Brief der Deputierten ein, in dem sie die Ihrigen aufforderten, beizeiten verschiedene Sämereien zu beschaffen, die für eine neue Ansiedelung notwendigerweise mitgenommen werden müßten. Die sechs Männer machten sich nun mit ihren Familien ohne Verzug auf den Weg. Glücklicherweise war die Überfahrt nach Riga beendet, in der Stadt angekommen, hob die Not an. Das wenige mitgenommene Geld war bis auf den letzten Heiler verbraucht. Noch wollte der Schiffer bezahlt sein. Quartiere mußten besorgt und Lebensmittel eingekauft werden. Was nun? Es gab keinen andern Ausweg, als Verkauf der entbehrlichsten Gegenstände und Kleidungsstücke, um die erforderlichen Gelder zuwege zu bringen. Und die Papiere vom Konsul? Sie halfen ihnen gar nichts, weil die Leute wahrscheinlich nicht wußten, an wen sie sich damit wenden sollten. Gerade jetzt kamen Höppner, Bartsch und v. Trappe auf der Rückreise nach Preußen in Riga an. Alle Not hatte damit ein Ende. Der Weg zum Hauptkomitee war bald gefunden, Freiquartiere wurden besorgt, Vorschußgelder ausgezahlt und das Vertrauen belohnt, das die allerersten Einwanderer in die Wahrhaftigkeit der russischen Krone gesetzt hatten.

In Danzig nahm v. Trappe seine unterbrochene Arbeit wieder auf. Höppner und Bartsch erwiesen sich dabei als gute Verbündete. Scharenweise kamen Auswanderungslustige von nah und fern, selbst aus der Gegend von Thorn, herbei. Da Trappe es nurmehr an der Zeit fand, die Auswanderung selbst in Fluß zu bringen, so verteilte er am Neujahrstage 1788 bei der Kirche zu Neugarten im Stadtgebiete eigenhändig „Einladungen“. Auf diese Einladung hin versammelte sich am bestimmten Tage im „großen Saale“ des russischen Konsulatsgebäudes eine große Menschenmenge.

Es erschienen der Konsul in großer Uniform, ein Adjutant und v. Trappe. Die Ansprachen dieser drei Herren machten einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer. Sieben Familien, Höppner mit den Seinen an der Spitze, erklärten sich bereit, die Reise sofort anzutreten. Dem Höppner wurden für seine Mühe und Arbeit noch besondere Rechte und Begünstigungen zugesichert; er hat jedoch später, außer einem ihm zugesagten Extravorschuß von 800 Rube), keines dieser Vorrechte genossen.

Die erwähnten sieben Familien, zusammen 50 Seelen, rüsteten eifrig zur Übersiedlung nach Rußland. Damit war der Anfang einer regulären Auswanderung der Danziger und preußischen Mennoniten gemacht. Die Danziger Obrigkeit machte bei Verabfolgung der notwendigen Papiere weit weniger Schwierigkeiten, als erwartet worden war. Die Ursache dieser veränderten Gesinnung lag wahrscheinlich in der Armut der ersten Auswanderer. Da durch deren Wegzug der Stadt kein materieller Nachteil erwuchs, ließ man sie unbehelligt ziehen. Die Abreise geschah am

1. Osterfeiertage (22. März 1788) von dem Dorfe Bohnsack aus. Freunde und Bekannte hatten sich zu einem Abschiedsgruß eingefunden. Um 9 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, bis zur Kirche von allen Anwesenden begleitet. Abends errichtete die Reisegesellschaft in dem Orte Stutthof am Frischen Haff das erste Nachtquartier. Am nächsten Tag kamen sie trotz des Tauwetters glücklich hinüber. Kaum hatten sie aber wieder festen Boden unter den Füßen, als es ununterbrochen zu regnen begann. Das ersehnte Obdach konnte nicht erreicht werden, es mußte im Freien kampiert werden. So ging es denn nur langsam weiter auf der Straße nach Riga, das man nach fünfwöchiger Fahrt endlich erreichte. Hier wurde eine längere Rast gemacht. Nach vierwöchiger Ruhe machte sich dann die kleine Karawane von neuem auf den Weg. Das nächste Ziel war Dubrowna. Weil Rußland um jene Zeit mit den Türken im Kriege lag und die zur Ansiedlung bestimmte Gegend vor Kriegsunruhen nicht sicher war, auch die Ankunft der Nachkommenden erwartet werden sollte, mußten die Einwanderer hier die ihnen von der Regierung eingeräumten Winterquartiere beziehen.

Unterdesse rüsteten in Preußen immer neue Scharen zur Auswanderung. Ganz sich selbst überlassen, machten sich auch die folgenden Züge auf den Weg. Die ungeordneten Gemeindeverhältnisse führten bald zu Zwistigkeiten unter den Mennoniten. Der Keim zu Reibungen lag in den verschiedenen kirchlichen Gebräuchen der Abreisenden. Diese waren nicht Glieder einer Kirchengemeinde, sondern gehörten teils der flämischen, teils der friesischen Gemeinschaft an. Die einzelnen Gemeinden in Preußen standen sich damals in ihren Ansichten über kirchliche Dinge recht schroff gegenüber; sie gingen sogar soweit, daß, wenn zwischen Gliedern der verschiedenen Gemeinden eine Heirat zustande kam, die Betroffenen für das vermeintliche Vergehen mit kirchlicher Sonderung bestraft wurden, v. Trappe gelang es, die Scheidewand zwischen Flämingen und Friesen niederzureißen und mehr Einhelligkeit zu schaffen.

Dubrowna war der Einwanderer-Sammelplatz. Von hier aus sollten sie alle den Weg gemeinschaftlich fortsetzen. Bis zum Eintritt des Winters fanden sich daselbst nach und nach 228 Familien ein. Schon vor Beginn der Reise war in Danzig beschlossen worden, voll Dubrowna aus sechs Männer voraus an den Ansiedlungsplatz zu schicken, um das von der Krone versprochene Bauholz in Empfang zu nehmen, das bei hohem Wasserstande den Dnjepr heruntergeflößt worden und vor Ankunft des langsam reisenden gesamten Einwanderungszuges zur Stelle sein sollte.

Drei Wochen vor Ostern 1789, als Witterung und Weg einen allgemeinen Aufbruch noch nicht gestatteten, machten sich unter Höppners Leitung die Gewählten auf den Weg nach Kremenstschug. Das war eine Fahrt, wie sie Höppner und seine Freunde von Preußen her nicht kannten. Wenn der durch Regen und Frost hart und glatt gemachte Weg an Abgründen vorüber oder durch enge Schluchten führte und sich dabei noch stark senkte, wurde die Weiterreise nicht selten geradezu gefährlich. Der Weg wurde nicht besser; oft schmutzig bis zum Steckenbleiben, zog er sich über große, unter Wasser gesetzte und noch mit Eis bedeckte Ebenen, die oftmals das Aussehen eines großen zugefrorenen Sees hatten. Nicht selten brach eine Fährde durch; die eingefallenen Schlitten mußten dann jedesmal herausgehoben werden. Nur vereinzelt trafen die Vorreisenden Städte und Dörfer an. Es wurde einstimmig beschlossen, einstweilen nicht weiterzureisen, sondern in dem Orte Welikowerst gutes Wetter und trockenen Weg abzuwarten.

Endlich brachte der Frühling schöne Tage und die Reise sollte fortgesetzt werden. War erst der Weg unpassierbar gewesen, so verursachten jetzt die vom Frühlingswasser angeschwellenen

Flüsse mancherlei Hindernisse und Aufschub. Die Niederung war oft meilenweit mannhoch mit Wasser bedeckt. Zum Glück führte der nach dem Kriegsschauplatz weisende Trakt hier vorüber, weshalb hier großartige Anstalten zum Hinübersetzen der Truppen getroffen waren. Die Mennoniten hätten bei der Massenbeförderung von Militär lange auf eine Gelegenheit zur Überfahrt warten müssen, wenn Höppner nicht zufällig unter den Offizieren Bekannte bemerkte, die er vor einem Jahre beim Fürsten Potemkin kennen gelernt hatte. Dank der Mithilfe dieser Männer hatten die Mennoniten die 9 Werst lange Wasserstrecke bald hinter sich. Damit waren sie in eine kultiviertere Gegend gekommen. Grüne Felder, große schöne Dörfer, oft inmitten grünender Obstgärten gelegen, die Landstraßen nicht selten von beiden Seiten mit den schönsten Birken bepflanzt, — alles dieses machte ihnen die Gegend lieb. Froh und heiter erreichten sie endlich die Stadt Kremenschug. Das Bauholz war jedoch noch nicht angekommen.

Kaum hatte der in Kremenschug weilende Reichsfürst Potemkin die Ankunft Höppners in Erfahrung gebracht, als er ihn zu sich beordern ließ und ihm zwar eine wichtige, doch nichts weniger als angenehme Neuigkeit mitteilte. Weil dem Fürsten die bei Berislaw gewählte Gegend des Türkenkrieges halber zur Ansiedlung nicht sicher genug schien, schlug er die Gegend an dem historisch bekannten Flüschen Chortitza, etwa 70 Werst von der Stadt Jekaterinoslaw entfernt, zur Ansiedlung vor. Er ließ auch zu Einwendungen und Gegenvorstellungen keine Zeit, sondern beauftragte den Deputierten, ohne Verzug nach dort zu reisen, die fragliche Gegend in Augenschein zu nehmen und ihm dann mündlich Bericht abzustatten. Das war eine unangenehme Wendung der Dinge. Die von den Deputierten gewählte Gegend entsprach so vollkommen den gehegten Wünschen, daß schwerlich eine andere ihr gleichkommen konnte. Der Fürst hatte jedoch befohlen und der schlichte Mennonit mußte der erhaltenen Weisung nachkommen.

Während Höppner seine neue Erkundigungsreise machte, verließ die ganze große Gesellschaft ihre Winterquartiere in Dubrowna, um die Reise nach dem neuen Heimatorte anzutreten. Viele fuhren auf Wagen, die sie sich für ersparte Unterstützungsgelder angeschafft hatten, und nahmen andere, die kein Fuhrwerk besaßen, gegen Bezahlung mit; der Auswanderer-Rest wurde auf Barken den Dnjeprstrom heruntergebracht. Wenige Wohlhabende führten zugleich ihr Gepäck mit; die meisten hatten ihre Sachen, in Kisten und Kasten verpackt, in Danzig dem russischen Konsul zur Beförderung übergeben. Diese Habe wurde bis Riga zu Schiff, dann auf Barken nach Kremenschug und Jekaterinoslaw expediert.

Vier Wochen nach Ankunft der vorausgereisten Sieben fanden sich die übrigen Auswanderer in Kremenschug ein. Als der ersehnte Deputierte endlich wieder in der Stadt anlangte, hatte Potemkin dieselbe bereits verlassen. Höppner mußte ihm folgen. Drei Wochen blieb er weg. Daß der Fürst seinen Willen nicht geändert hatte, war weit schlimmer; die angekommenen Mennoniten sollten den Chortitzer Platt besiedeln.

Im Monat Juli 1789 erreichte der erste Einwanderertrupp seinen Bestimmungsort. Ein langes breites Tai, von hohen Bergen eingeschlossen, gähnte sie an. Dazu bot sich ihnen auf der Talsohle der traurige Anblick eines inmitten einer unkultivierten Gegend gelegenen, von seinen Bewohnern verlassen und zerstörten Dorfes dar, von dem als Zeugen einstiger menschlicher Tätigkeit nur noch Ruinen, Schutthaufen und drei bis vier zur Not bewohnbare Hütten zurückgeblieben waren. Ringsum weit und breit kein lebendes Wesen, kein Baum, kein Strauch. Diese Berge sollten ertragsfähig sein? Auf diesen Höhen sollte ihr

Wohlstand blühen? O, welche Enttäuschung! Dieses also war das gelobte Land, um dessentwillen sie sich mit schwerem Herzen von der deutschen Heimat, von Freunden und Bekannten losgerissen, um dessentwillen sie den weiten beschwerlichen Weg gemacht? Dieses waren die fruchtbaren Ebenen, die ihnen die Deputierten vorgegaukelt? Solche Gedanken entflamten die Einwanderer; die Deputierten hatten sie betrogen, die Deputierten waren die allein Schuldigen und mußten zur Rechenschaft gezogen werden. Sie sollten erfahren, was es heißt, eine Volksmenge in die Wildnis führen, um sie dort Hungers sterben zu lassen. Die erregte Menge konnte die Ankunft Höppners kaum erwarten. Als er endlich erschien, kam eine Rotte zu Pferde herangesprengt und begrüßte ihn mit der barschen Frage: „Ist dieses die Gegend, wo wir ansiedeln sollen?“ „Ja“, war Höppners Antwort. Zu weiteren Auseinandersetzungen des Tatbestandes blieb keine Zeit mehr; schon hob ein Sturm von Schmähungen an, der jeder Beschreibung spottet. Da stemmten sich die Ruhigen und Besonnenen dem Anprall der Zorneswogen entgegen. Sie schlugen vor, die Gegend erst einmal weiter in Augenschein zu nehmen und genauer zu untersuchen. Das geschah, viele machten sich auf den Weg, und die meisten kehrten mit vergnügtem Gesicht wieder zurück; einige behaupteten sogar, dieses Land käme dem besten in Preußen gleich, wo man 400 Gulden für den Morgen zahle. Man bekam wieder neuen Mut und neue Hoffnung. Inzwischen war auch das Gepäck der Einwanderer, das die Obrigkeit befördert hatte, angelangt. Als sie sich nun freudig ans Auspacken der sehnlichst erwarteten Kleidungsstücke, Hausgeräte usw. machten, fanden die meisten ihre Kisten und Kasten des ursprünglichen Inhalts beraubt und statt dessen mit Steinen oder sonst wertlosem Ballast angefüllt. Was noch an Sachen vorhanden war, war bis zur Unbrauchbarkeit verdorben. Die meisten standen ihrer Habseligkeiten beraubt da. Die Witterung war der Ansiedlung höchst ungünstig. Der Augenthimmel brachte Regen über Regen. Die meisten der Ankömmlinge mußten im Freien unter notdürftig abgeschlagenen Zelten oder auf den verdeckten Wagen biwakieren. Nässe und Kälte übten den schlimmsten Einfluß auf die Gesundheit der Obdachlosen aus. Die rote Ruhr stellte sich ein und raffte, bei gänzlichem Mangel an ärztlicher Hilfe, viele der Großen und der Kleinen hinweg. Mehrere Familien machten den Anfang mit dem Bau von Erdhütten. Die beiden Deputierten zogen mit einigen Familien auf die Insel Chortitza, wo Höppner, dank der ihm eigenen außergewöhnlichen Energie, noch im ersten Herbst sein Wohnhaus fertigstellte. Nicht gleich energisch handelten seine Gefährten; sie begnügten sich vorläufig mit Erdhütten.

In der Umgebung hauste viel Diebesgesindel, das den Eingewanderten in frechster Weise das Wenige raubte, was noch hie und da an nutzbarer Habe übrig geblieben war; insbesondere konnte man die Pferde nicht genug hüten. Eins nach dem andern verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Als das von der Obrigkeit zugesagte Bauholz, in große Flöße zusammengebunden, ankam, bot auch dieses den Freibeutern erwünschten Fang; in großen Scharen kamen sie zur Nachtzeit herangezogen, vertrieben durch einen Hagel von Steinwürfen die ausgestellten Wächter, lösten sich kleinere oder größere Holzpartien los und fuhren in allergrößter Gemütsruhe damit stromabwärts.

Die Vorböten des Winters stellten sich ein. Die Ansiedler waren völlig schutzlos; sie wären sicher alle ihrem Verderben entgegengegangen, wenn nicht endlich die Regierung Einsicht gehabt hätte. Ein Teil der Ansiedler wurde für den Winter im Dorfe Wolochski bei Jekaterinoslaw einquartiert, der andere fand in der damals noch bewohnten Festung bei der Kreisstadt Alexandrowsk ein Unterkommen.

Der Frühling des Jahres 1790 kam und mit ihm zugleich der Befehl, ohne Verzug zur Anlegung der Dörfer zu schreiten. Unter Leitung der Deputierten wurden in diesem Jahre die Dörfer Chortitz, Rosenthal, Insel Chortitz, Einlage, Kronswalde, Neuenburg, Neuendorf und Schönhorst gegründet. Bartsch siedelte sich in Rosenthal an, Höppner blieb auf der Insel.

Die Ansiedler hatten sich ihre Häuser anfangs in gemessener Entfernung voneinander erbaut, damit jeder, wie in Preußen, in der Mitte seines Landstückes wohne. Sie erkannten jedoch sehr bald die Notwendigkeit eines engeren Zusammenwohnens, weil sie sich vor der Raubgier der umwohnenden Nachbarn nicht sicher fühlten, die nicht nur ihr Eigentum, sondern auch ihr Leben bedrohten.

Gebaut sollte werden, es fehlte jedoch überall am Notwendigsten dazu: am Gelde. Die verspöhenen Unterstützungsgelder liefen in sehr kleinen Summen ein und überall herrschte Unfriede und Uneinigkeit. Höppners Wohnhaus gab neuen Anlaß zum Streit. Man beschuldigte ihn, zum Bau Gelder verbraucht zu haben, die er hätte an die Kolonisten auszahlen sollen; diese Beschuldigung wurde sogar dem Kommandanten der Festung unterbreitet. Es wurde eine strenge Untersuchung gegen Höppner eingeleitet, die seine völlige Unschuld ergab und die Aufwiegler wurden trotz Höppners Fürbitte mit Gefängnis bestraft.

Teils durch Zuzug neuer Einwanderer aus Preußen, teils durch Auszug aus den bestehenden überfüllten Dörfern entstanden nun nach und nach auch die übrigen Kolonien. 1797 kam eine neue Gesellschaft von 118 Familien an, die zwei neue Dörfer gründeten: Schönwiese bei Alexandrowsk und Kronsgarten bei Jekaterinoslav. 1803 wurden Burwalde und Nieder-Chortitz gebaut. Neue Ankömmlinge vereinigten sich 1809 zum Dorfe Kronsthal, dem sich 1812 Neuosterwik anschloß, welche eine der größten Kolonien des Bezirks wurde. 1816 folgte Schönberg mit 14 Ansiedlerfamilien. Die Unterstützungsgelder der Krone liefen sehr spärlich ein, und erst mit dem Direktor Brackel begann ein neuer Wind über die Felder der Armut zu wehen. Seinem energischen Handeln verdankten die Kolonisten nicht nur die Verlängerung der zuerst gewährten Freijahre um fernere zehn, sondern auch die Auszahlung einer größeren Vorschußsumme zu einer Zeit, wo niemand mehr auf Unterstützung gehofft hatte.

in den Jahren 1803 und 1804 kamen neue Einwanderer aus Preußen an, die an dem Flößchen Molotschna im Taurischen Gouvernement angesiedelt wurden. Diese meistens wohlhabenden, sogar reichen Einwanderer nahmen für den ersten Winter bei den Chortitzer Mennoniten Quartier und die für Wohnung und Lebensmittel von ihnen in Umlauf gesetzten Dukaten verhalten manchem der Ansiedler zu Geld.

Eine entschiedene Abnahme der wirtschaftlichen Bedrängnisse erfolgte erst durch die segensreiche Arbeit des „Vormundschafskontors für deutsche Ansiedler“. Dasselbe wirkte nach Kräften zur Hebung der Kolonien und legte den ersten Grundstein zu dem nach und nach sich entwickelnden Wohlstande. Viehzucht wurde eingeführt, gemeinschaftliche Pflanzschulen angelegt, Seidenzucht wurde betrieben und die materielle Lage eine immer bessere.

Selbstverständlich konnte bei den Wirren, die sogleich bei der Ansiedlung einsetzten, das religiöse Leben nicht zu gedeihlicher Entwicklung kommen. Deshalb war auch eine erfolgreiche Ausbildung der Kirchengemeinde anfangs nicht zu erwarten. In Ermangelung eines geeigneten Versammlungslokals fanden die ersten gottesdienstlichen Zusammenkünfte in einer zurückgebliebenen Kornmühle statt. Erst Ende der 30er Jahre wurde die erste große Kirche in Chortitz gebaut; es ist ein zweistöckiges massives Gebäude mit hohem Ziegeldach und kleinen Fenstern.

Noch heute dient diese Kirche dem Chortitzer Kirchspiele als Versammlungsort und ist zugleich die Hauptkirche der ganzen Kolonie. Die äußerlichen Gebräuche bei Taufe, Abendmahl, Absonderung und Wiederaufnahme der Gestraften usw. sind größtenteils dieselben geblieben, wie sie seit jeher in der Gemeinde gehandhabt worden sind. Die ersten Jahre der Niederlassung war eine äußerst traurige Zeit für die Mennoniten. In abgetragenen Kitteln, die Füße mit Lumpen umwickelt, in Stiefeln aus ungegerbtem Leder, so gingen die meisten ihrer Beschäftigung nach. Als der Kirchenälteste die erste Taufhandlung vollziehen wollte, besaß auch er weder Schuhe noch Stiefel. Drei etwas besser gestellte Ansiedler vereinigten sich zur Anschaffung eines Paares Stiefel für ihn, wobei der Deputierte Bartsch selbst den Schuster machte.

Bei dem durch die häufigen Diebstähle hervorgerufenen Mangel an Pferden mußten oft vier bis sechs Wirte zusammenstehen, um wenigstens kleine Teile des harten, jungfräulichen Bodens notdürftig bestellen zu können.

Als Schullokal wurde in der ersten Zeit die Wohnstube des Lehrers benutzt und statt Landkarten, Anschauungsmaterial und dergleichen schmückten allerlei Hausgeräte oder Werkzeuge die Wände des Unterrichtszimmers. Der unzulänglichen Einrichtung des Schullokals entsprach auch der Bildungsgrad des Lehrers; große Anforderungen wurden nicht gestellt; etwas Lesen und Schreiben, Rechnen mit ganzen Zahlen, das Einmaleins nach dem Schnürlein und die gewandte Handhabung des erziehenden Stockes reichten aus für einen angesehenen Schulmonarchen. Die Unterrichtssprache war plattdeutsch, die Fibel wurde 2 bis 3 Jahre geritten; ganz besonderer Übung erfreute sich das Einmaleins, dieses wurde sogar als Schluß dem Morgen- und Abendgebete angehängt. Erst durch die Gründung einer Zentralschule, in der Lehrer für die Dorfschulen herangebildet wurden, bekam der Schulbaum neue Zweige. Durch innere und äußere Einwirkungen wurde das Schulwesen nach und nach auf die spätere hohe Stufe gebracht. Die Verwaltung der Dorfschulen befand sich in den Händen des Kirchenkonvents. Im Jahre 1881 wurden die Mennonitenschulen jedoch auch dem Ministerium für Volksaufklärung untergeordnet. Unterhalten werden sämtliche Dorfschulen von den Dorfgemeinden.

In bezug auf die weltliche Verwaltung nahmen die Mennoniten bis zum Jahre 1871 eine vollständige Sonderstellung ein. Die Oberleitung hatten nacheinander besondere Direktoren, ein Vormundschafskontor und schließlich das Fürsorge-Komitee in Händen. Mit dem Jahre 1871 nahm die Sonderstellung der Mennoniten in bezug auf die Verwaltung ein Ende; es erfolgte die Unterordnung unter das Ministerium des Innern und die Einführung der allgemeinen Verwaltungsregeln in Rußland. Die Gerichtsbarkeit befand sich anfangs in den Händen des Direktors, der zusammen mit dem Kirchenältesten über Recht und Unrecht zu entscheiden hatte; dann wurde eine geregelte Gebietsverwaltung eingeführt und hierauf wurden alle Streitigkeiten der Ansiedler von einem eigenen Wolostgericht geschlichtet.

Als Blüten am Gewerbszweige der Kolonisten sind Industrie und Handel zu verzeichnen. Mit dem Jahre 1850 begann die Maschinenindustrie, der erste Begründer einer Maschinenfabrik war Peter Lepp. Durch rastlose Tätigkeit brachte es Lepp vom mittellosen Uhrmacher zum ersten Inhaber einer Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte. Seine Schöpfung bestand noch bis Ausbruch des Weltkrieges unter der Firma „Lepp und Wallmann“; es wurden landwirtschaftliche Maschinen aller Art, hydraulische Ölpresen, vollständige Einrichtungen von Mahl- und Schneidemühlen, sowie Dampfmaschinen und Dampfkessel hergestellt. Andere Fabriken folgten, von denen „Gebrüder

Koop“ und „Hildebrand Söhne und Prieb“, beide in Schönwiese bei Alexandrowsk, sowie „Franz und Schröder“ in Halbstadt, Gouvernement Taurien, ganz besonders zu erwähnen sind. Nicht nur die Kolonisten, sondern auch die russischen Edelleute und Bauern von weit und breit holten ihren Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten aus den deutschen Kolonien. Der russische Landmann fuhr mit deutschen Wagen, pflügte mit deutschem Pfluge und nahm immer mehr die deutsche Art der Behandlung des Bodens an.

Der Massenbau des Weizens hatte nicht nur einen ausgedehnten Handel damit zur Folge, sondern brachte auch bald einen Aufschwung der Mühlen. Zahlreiche Dampfmühlen mennonitiseher Eigentümer in Dörfern und in einigen Städten des Südens verarbeiteten einen ansehnlichen Teil des Kornes und verschickten das Mehl nach den verschiedensten Richtungen, sogar nach Amerika.

Der Chortitzer Plan faßte in den 80er Jahren etwa 32 600 Deßjatinen brauchbaren und etwa 4750 Deßjatinen unbrauchbaren Landes. (1 russ. Deßjatine = 109,25 Ar.)

Unter solchen Verhältnissen erfuhr natürlich das Äußere der Dörfer große Veränderungen zum eigenen Vorteil. Chortitz mit seinen vielen hohen, rauchenden Schornsteinen und den langen Arbeiterkasernen hatte fast das Aussehen einer Fabrikstadt angenommen, unterscheidet sich jedoch vorteilhaft von anderen Industrieorten durch das dunkle Grün seiner Bäume.

Eine segensreiche innere Einrichtung bei den Mennoniten war das Waisenamt mit der Waisenkasse; für die Sicherstellung der Waisengelder garantierte außer einem bestimmten Reservekapital die ganze Kolonie mit ihrem vollen beweglichen und unbeweglichen Vermögen; außerdem war eine Armenkasse vorhanden, die erforderlichen Beiträge wurden teilweise durch eine Steuer von den Gemeindegliedern, teilweise durch freiwillige Beiträge zusammengebracht.

Hervorgehoben zu werden verdient auch die gegenseitige Feuerversicherung der Mennoniten; sie allein machte es möglich, daß der durch eine Feuersbrunst Geschädigte sogleich wieder Mittel in die Hände bekam, um mit dem Bau eines neuen Anwesens beginnen zu können.

Die Ausübung der Heilkunde befand sich lange Zeit nur in den Händen solcher Leute, die keine besondere Ausbildung darin genossen, sondern die Wissenschaft nur aus Büchern geschöpft hatten. 1859 ließ die Gemeinde einen jungen Mann, der ganz besondere Neigung zu diesem Berufe zeigte, zum Feldscher ausbilden. Mit seltener Treue und vielem Geschick hat dieser Mann über 25 Jahre als Arzt gearbeitet. Später unterhielt die Kolonie einen eigenen Landschaftsarzt, zugleich hatte die Gemeinde in Gemeinschaft mit den Fabrikbesitzern ein eigenes Krankenhaus und eine eigene Apotheke. Außerdem wurden von den Gemeinden eine Anstalt für Geisteskranke, eine Taubstummschule, ein Altenheim und ein Diakonissenheim, eine Kommerzschule, mehrere Zentralschulen und höhere Mädchenschulen unterhalten; die beiden letztgenannten zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.

Schon bei der ersten Ansiedlung stellte sich heraus, daß das Kronland nicht ausreichte, um den eingewanderten Mennonitenfamilien die von der Regierung zugesagten 65 Deßjatinen anzuweisen. Deshalb machte die Regierung alsbald einen weiteren Landankauf zu Kolonisationszwecken. 1836 wurde ein größerer Ansiedlungsplatz im Kreise Mariupol angewiesen; daselbst sind bis 1852 die Dörfer Bergtal, Schönfeld, Schöndorf, Heubuden und Friedrichstal gegründet. 1868 entstanden die Dörfer Nikolai-feld, Franzfeld, Eichenfeld und Adelsheim. Gerade breite Straßen, gute Bauten und sorgfältig gepflegte Obstgärten zeugen von

einem besonderen Wohlstand der Bewohner dieser vier Dörfer. 1870 pachtete man das Seifartsche Land im Jekaterinoslawischen Kreise zur Anlage fünf neuer Dörfer: Steinau, Blumenfeld, Hamburg, Neubergtal und Hoffnungsort im Jahre 1871 kaufte die Chortitzer Kolonie im Werchnednjeprowschen Kreise von der Fürstin Regine 3644 Deßjatinen für 120252 Rubel; hier wurden zwei Dörfer: Neu-Chortitz und Gnadental gegründet. 1872 erstand man zuerst 1500 Deßjatinen zu je 47 Rubel von der Gutsbesitzerin Worosowa, dann weitere 4187 Deßjatinen vom Gutsbesitzer Schlachtim für 167 480 Rubel; hier wurden die beiden Dörfer Grünfeld und Steinfeld angelegt. 1888 kaufte die Chortitzer Kolonie ein größeres Landstück von der Gräfin Ignatjewa, dasselbe liegt im Bachmutschen Kreise und faßt 14 160 Deßjatinen. Acht neue Dörfer fanden daselbst Platz. Fast eine Million Rubel, mußte für das Land bezahlt werden. Außer diesen größeren Ansiedlungen gab es an verschiedenen Orten noch einzelne kleine Dörfer und Niederlassungen auf Pacht- oder eigenem Lande, zudem zahlreiche Gutsbesitzer.

In den 80er Jahren begann eine Auswanderung nach Sibirien und wurde fortgesetzt bis 1910. Die Landankäufe und Ansiedlungen fanden hauptsächlich in den Gouvernements Orenburg, Samara, Saratow, Omsk im Kreise Barnaul und im Pawlodarschen Kreise in Semipalatinsk statt; aber auch in andern Distrikten Sibiriens wurden von Mennoniten Dörfer oder Güter angelegt. Bei diesen Auswanderern handelte es sich anfangs hauptsächlich um arme Familien aus überfüllten Dörfern, für welche die Mutterkolonien des Gouvernements Jekaterinoslaw und Tauren Land zur Ansiedlung in Sibirien käuflich erwarben; zur Rückzahlung des Ankaufspreises wurde diesen Ansiedlern von den Mutterkolonien eine Frist von 50 Jahren gewährt. Auch in Sibirien lernten die Mennoniten dem Boden bald einen größeren Ertrag abzugewinnen und in demselben Maße stieg auch hier rasch der Wohlstand der Ansiedler. Im Gouvernement Orenburg befinden sich ca. 30 mennonitische recht wohlhabende Dörfer. Während die Ansiedler aus dem Gouvernement Taurien ihre Dörfer mit Namen bezeichneten, geschah dies bei den Ansiedlern aus dem Gouvernement Jekaterinoslaw nach Nummern: Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 usw.

Im Süden haben die näher dem Dnjeprufer gelegenen Dörfer einen mehr sandigen Boden zu bearbeiten, der aber bei genügender Feuchtigkeit sehr gute Ernten abwirft und auf dem das Getreide immer etwas früher reif wird als in den Steppendörfern; hier besteht der Boden aus Schwarzerde, jedoch ist die Humusschicht auf keiner Steile sehr tief. Unter der Humusschicht findet man oft Lehm und darunter Kies.

Mancherlei müßte ich noch über die und jene Siedlung erzählen, deren es weit über 40 gibt, z. B. über die Ansiedlung an der Molotschna mit ihren reichlich 60 Dörfern und 120000 Deßjatinen Land. Sie ist in wirtschaftlicher, industrieller und religiöser Beziehung vielen anderen Siedlungen überlegen und hat auch ein sehr gutes Schulwesen aufzuweisen. In Halbstadt bestehen beispielsweise eine Handelsschule, ein Lehrerseminar, ein Mädchengymnasium und eine Zentralschule. Fernhin sind an der Molotschna drei große Krankenhäuser und außerdem werden von den Gemeinden Alexanderwohl, Alexanderkrone, Muntau u. a. noch mehrere Ärzte unterhalten. Eine vollständige Aufzählung aller Kolonien in einem Zeitschriftenartikel würde jedoch zu weit führen! —

Weit über 100 Jahre haben die Mennoniten in Süd-Rußland in Ruhe und Frieden leben, sich entwickeln und ausbreiten können; heute aber macht sich unter ihnen ein Drang geltend, den unerträglichen Zuständen in der Sowjetrepublik zu entrinnen. Es ist damit zu rechnen, vorausgesetzt, daß die Sowjetregierung

ihre Zustimmung dazu gibt, daß in den nächsten 2 Jahren aus Rußland ca. 25000 Mennoniten nach Mexiko übersiedeln werden. Diese Massenauswanderung eines guten Stammes der besten Kolonisten bedeutet für Rußland einen unersetzlichen Verlust. Eine große Anzahl stattlicher und blühender Dörfer werden vollständig entvölkert werden und Tausende Acker an hochkultiviertem Land brach liegen bleiben, denn nie und nimmer kann die Leistungsfähigkeit der mennonitischen Bauern deutscher Abstammung durch den trägen russischen Bauern ersetzt werden.

Als Beispiel sei deshalb zum Schluß noch kurz das Leben und Wirken eines mennonitischen Mannes geschildert, wie es kaum einen zweiten gegeben hat. Es ist Johann Cornies, geboren am 20 Juni 1789 im Orte Boerwalde unweit Danzig, 1804 wanderte die Familie Cornies aus und ließ sich zuerst bei den Chortitzer Ansiedlern nieder. Cornies junior war damals 16 Jahre alt. Noch nicht völlig zum Jüngling herangereift, übernahm er in Chortitz, unter Aufsicht seines Vaters, die Leitung der dortigen Branntweinbrennerei. 1806 siedelte die Familie Cornies in das taurische Gouvernement über und ließ sich ohne jegliche Barmittel im Dorfe Ohrloff nieder. Der alte Cornies, früher Danziger Matrose, saß jetzt mit den Seinen buchstäblich auf dem Trockenen. Da er etwas von den Gebrechen des menschlichen Leibes kannte und auch zugleich mit den Heilkräften verschiedener Pflanzen bekannt war, so wurde er zuerst Heilkünstler. Aus dem Heilkünstler wurde bald ein tüchtiger Landwirt, der mit gutem Erfolge den unberührten Steppenboden kultivierte und sich aus seiner anfänglichen Armut ziemlich schnell zu einem mäßigen Wohlstande aufarbeitete. Nach 8 Jahren, gebeugt von der Last des Atters, übergab er die Wirtschaft den Kindern. Es erhielt jeder der 4 Söhne ca. 4000 Rubel; der älteste Sohn Johann kaufte sich ein russisches Fuhrwerk, belud es mit Butter, Schinken und Käse und begab sich auf Handelsreisen. Ungefähr 3 Jahre setzte er seine Handelsreisen fort, hauptsächlich nach der Krim. Mit 22 Jahren heiratete er, ohne ein eigenes Heim zu haben, er wohnte das erste Jahr bei seinen Eltern in der sogenannten „Sommerstube“ und übernahm dann eine noch freie Wirtschaft in demselben Dorfe Ohrloff und baute sein eigenes Anwesen. Er griff die Arbeit sofort ganz energisch von zwei Seiten zugleich an, in dem er mit dem immer noch unvollkommenen und wegen Dürre oft versagenden Ackerbau eine mehr ausgedehnte Vieh- und Schafzucht verband, als die übrigen Kolonisten sie betrieben.

Schon 1811 hatte er 250 Schafe, und legte damit den eigentlichen Grundstein zu jenem eminenten Vermögen, das ihn später zu einem der reichsten Männer der Kolonien, wenn nicht des ganzen taurischen Gouvernements machte. 1820 besaß er bereits 8000 Schafe, 450 Pferde und 200 Rinder. Sein Gut, nach einem kleinen im Sommer ganz ausgetrockneten Steppenflüßchen „Juschanlee“ benannt, umfaßte 1847 über 3500 Deßjatinen Land, ein geräumiges Wohnhaus, viele Stallungen und Wirtschaftsgebäude, welche sämtlich aus Ziegelsteinen erbaut und mit Dachpfannen gedeckt waren, sowie eine eigene Ziegelbrennerei. Bei der Wohnung war ein ausgedehnter Fruchtgarten mit 2200 ausgewachsenen Obstbäumen und 1750 verschiedenen fruchttragenden Sträuchern. Auf der einen Seite der Gebäude befand sich eine ausgedehnte Anlage von 68 000 Stück verschiedener Waldbäume und eine große Baumschule mit jungen Obst- und Waldbäumen.

1832 erwarb Cornies im Melitopoler Kreise von dem Edelmann Granobarskij das Landgut „Taschtschenak“ mit 3350 Deßjatinen Land, 1842 kaufte er ebenfalls im Melitopoler Kreise das an Taschtschenak angrenzende Gut „Werigin“ mit 1600 Deßjatinen Land.

Außer Ackerbau, Viehzucht und Anpflanzungen hat Cornies Seiden-, Tabak-, Mais-, Flachs-, Gemüse- und Kartoffelbau, wie die Blumenzucht in den Kolonien zu höchster Blüte gebracht. Auch auf dem Gebiete des Schulwesens war Cornies viele Jahre tätig und kann mit Recht als Reformator der mennonitischen Schulen genannt werden.

Schon 1817, kaum 28 Jahre alt, wurde Cornies zum Bevollmächtigten der Mennonitengemeinden gewählt, um für die aus Preußen ankommenden Einwanderer passende Ansiedlungsplätze auszusuchen. 1838 berief das Gelehrtenkomitee des Ministeriums der Reichsdomänen in Petersburg Cornies in Anerkennung seiner bekannten Kenntnis der Landwirtschaft zu seinem „Korrespondierenden Mitgliede“.

Im Jahre 1837 wurde Cornies in Simferopel Kaiser Nikolaus vorgestellt; in demselben Jahre noch durfte er auf seinem Gute Juschanlee den Großfürsten-Thronfolger Alexander Nikolajewitsch empfangen und 4 Jahre später erwiesen ihm die Großfürstinnen Helena Pawlowna und Maria Michailowna die Ehre ihres Besuches. 1845 kam der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch nach Juschanlee.

Cornies starb am 13. März 1848 an den Folgen eines Halsleidens nach 14tägigem Krankenlager.